

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 233. Bromberg, den 2. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Vierzehntes Kapitel.

Euer Hochwohlgeboren!

In umgehender Erwiderung Ihres Werten vom 30. Januar beehre ich mich ganz ergebenst mitzuteilen, daß Ihnen Gott soll Glück geben und Segen und langes Leben, und soll Ihnen vergelten, was Sie an mir armem Menschen tun!

Es war mir sehr angenehm, aus Hochdero Zuschrift zu ersehen, daß sich Euer Hochwohlgeboren in erwünschtem Wohlsein befinden, und ich möcht wissen, ob Sie gesund sind und ob die Czernowitzer wenigstens die paar Wochen viel ins Theater gehen, denn der Herr Wohltäter hat ja leider kein Wort über sich geschrieben und über die Frau und die Geschäfte. Auch war ich sehr erfreut, daraus zu entnehmen, daß Hochdero Unternehmungen guten Fortgang nehmen, und der Herr Nadler braucht sich nichts daraus zu machen, denn für die Czernowitzer ist es eine Schand', daß er dort nicht den ganzen Winter sein kann, aber nicht für ihn.

Euer Hochwohlgeboren gefällige Sendung habe gleichzeitig erhalten und beehre mich für die prompte Ausführung meiner Aufträge meinen Dank zu sagen; aufgegebenen Gegenwert habe Ihnen bestens gebucht. Lieber Herr Wohltäter, ich hab ja lang auf den Brief warten müssen, aber ich hab gewußt, der gute Mensch verläßt mich nicht, und wie ich alles gelesen hab und die Bücher durchgeschaut, hab ich geweint vor Freude. Gott muß es lohnen; wie soll ich es je vergelten, außer daß ich als Schauspieler bei Ihnen bleiben werd, so lang Sie wollen und für jeden Lohn spielen, auch für zehn Kreuzer täglich — auf Ehre!

An geschäftlichen Nachrichten vom hiesigen Platze, die Euer Hochwohlgeboren interessieren dürften, beeile ich mich zunächst zu Hochdero Kenntnis zu bringen, daß ich gottlob Reb Mortches Chaje nicht heiraten brauch, und eine andere, scheint es, hat Reb Itzig noch nicht gefunden, aber wenn ja, so werde ich schon machen, daß sie mich auch nicht nimmt. Im Kloster hab ich viel gelesen, zuerst von Lessing, dann von A bis Albigenser, aber der Herr Wohltäter hat recht, wenig hab ich verstanden, und ich weiß gar nicht, was Philotas will. Übrigens ist das Lexikon nicht so schlecht, wie ich geglaubt hab, denn jetzt seh ich aus Hochdero Zuschrift den Namen von dem englischen Dichter und bisher hab ich geglaubt, daß r Scheckspier geheißen hat, denn so hat es mir der arme Wild er Scheckspier geheißen hat, denn so hat es mir der arme Wild Alles soll geschehen, wie der Herr Wohltäter mir schreibt, denn Sie sind mein Moses, aber ich werd Ihnen gehorsamer sein, als unsere Väter in der Wüste ihm waren, und erst im nächsten Winter komm ich zu Ihnen und jede Zeile in jedem Buch werd ich dann auswendig wissen — Sie können mich prüfen!

Was Euer Hochwohlgeboren gefällige Offerte betrifft, so hat es Ihr Engel im Buch Ihres Lebens eingeschrieben, was Sie, trotz Ihrer eigenen Sorgen für einen fremden Menschen, den Sie einmal im Leben gesehen haben, tun wollen. Aber es ist nicht nötig, lieber Herr Wohltäter, weil mir Klein-Jossele, was mein Meister ist, monatlich einen Gulden Lohn gibt, und was die Reise betrifft, das ist meine letzte Sorge — wenn ich erst so weit wär! Denn es fährt kein Fuhrmann zwischen hier und Czernowitz, und es sitzt kein Schänker am Weg, der nicht den „Pojaz" kennt. Nur in Czernowitz kennt mich niemand, aber das wird schon anders werden, und Sie werden Ehre mit mir einlegen — Sie werden schon sehen! Ich weiß nicht, was ich besser machen werd, ob lustige Leut, ob traurige Leut, aber beide werd ich sehr gut machen, da können sich der Herr Wohltäter darauf verlassen. Nur ob auch Verliebte, weiß ich nicht, aber so den Nathan oder den Schajelock — mir wässert schon der Mund, und Sie können mir glauben, mein Schajelock wird gut sein, ausgezeichnet wird er sein — natürlich nach Ihnen!

Indem ich mich Euer Hochwohlgeboren fernerer Geneigtheit empfehle, zeichne ich

in ausgezeichneter Hochachtung
Hochdero ganz ergebenster
Sender Kurländer,
künftiger Schauspieler.

Barnow, 8. Februar 1853.

N. S. Die Frau Wohltäterin laß ich schön grüßen und alle Ihre Mitglieder.

P. S. Wenn Sie mir schreiben wollen, immer an Fedko Hayduk im Kloster in Barnow, denn es darf ja niemand wissen, daß ich lesen kann.

Nachschrift. Was ich da geschrieben habe vom Schajelock und Nathan, natürlich mein ich das nicht für den Anfang. Im Anfang spiel ich Bediente, und wenn Sie wollen, kehr ich ein ganzes Jahr nur das Theater aus und werd doch glücklich sein, daß ich dabei bin."

Diesen Brief schrieb Sender in der dritten Nacht nach Empfang der Bücher, und schon brach der fahle Schein des Wintermorgens durch das Fenster seines Kämmerchens, als er ihn beendete. Denn das war ein schwer Stück Arbeit für ihn gewesen, weil er nicht nach eigenem Gutdünken schreiben, sondern, wie Nadler gewünscht, den „Briefsteller" als Muster benützen mußte. So nahm er denn in den beiden ersten Nächten dies Buch durch, aber so eifrig er las, ein Entwurf, der auch nur entfernt für seine Lage gepaßt hätte, fand sich nicht, und er mußte endlich ihrer zwei kombinieren, um halbwegs zustande zu kommen, einen „Dankbrief an einen Gönner" und einen „Geschäftsbrief an eine große Firma".

Er arbeitete eifrig; auch wenn unten das Glöckchen erklang, zum Zeichen, daß ein Wagen den Schlagbaum passieren wollte, blickte er kaum auf. Das war Frau Rosels Sache, bei Tag und bei Nacht, so heut' wie vor zwanzig Jahren. Die wenigen Haare, die ihr unter dem „Scheitel" (der enganliegenden Kopfkappe der östlichen Jüdinnen) hervorquollen, waren nun weiß, das hagere, knochige Antlitz wies tiefe Furchen, aber die Gestalt war noch so ungebrochen, das Auge so scharf wie einst. Auch nun noch verrichtete sie den Dienst selbst. Und doch war die Heerstraße auch vom Abend bis zum Morgen viel befahren; wohl zehnmal mußte sich die Mautnerin des Nachts vom Lager erheben. Aber die tatkräftige Frau wollte von keiner Hilfe wissen, duldete auch nie, daß Sender für sie eintrat.

Er war es so gewohnt und dachte nicht darüber nach, ob es so recht sei — auch in jenen Nächten nicht. Nur eines ging ihm zuweilen durch den Sinn, wenn er das Glöckchen vernahm: wie, wenn die Mutter den Lichtschein bemerkte, die Leiter emporklomm und an seine Tür pochte? Aber seine Kammer lag ja im Dachgiebel des ebenerdigen Häuschens, und nach hinten hinaus; Frau Rosel konnte den Schein nicht gewahren. Und so las und schrieb er eifrig

drauf los, obwohl er sehr müde war — aber er mußte nun fertig werden, der Dank für solche Wohltat ließ sich nicht länger verzögern.

Als der Brief endlich vorlag, gefiel er ihm wohl. „Nadler hat recht, wie immer“, dachte er, „mit dem Briefsteller ist es schwerer, aber dann kommt alles auch viel feiner heraus.“

Er streckte sich auf sein Lager hin, noch etwas vom versäumten Schlaf nachzuholen, bis er den Gang zur Werkstätte antreten mußte. Sonst schlief er ein, kaum daß der Kopf den Polster berührte, diesmal ging es nicht. In seinen Schläfen pochte es schmerzhaft, die Augen brannten, und so oft er in Halbschlummer verfiel, riß ihn ein angstvoller Traum wieder empor. Da stand sein Meister Jossele vor ihm und holte höhnisch den eben geschriebenen Brief hervor, den Sender unter dem Kopfpolster geborgen, oder die Mutter hatte die Lade aufgemacht, wo er die Bücher versteckt, und warf sie unter Verwünschungen zum Fenster hinaus . . . Dazu der Husten, der nicht enden wollte. „Wenn ich nur nicht krank werde“, dachte er angstvoll, als er sich erhob, mühsam ankleidete und wankenden Schritts in die Wohnstube trat, die Frühstückssuppe einzunehmen, „um Gottes willen, jetzt gesund bleiben, gesund!“

Frau Rosel saß bereits auf ihrem gewohnten Platz am Fenster, wo sie jeden Wagen, der sich nahte, gewahren konnte. Sie blickte nicht auf, erwiderte auch seinen Gruß nicht.

Er setzte sich an den Tisch, griff nach dem Löffel, schob aber bald das Töpfchen von sich. Auch mit dem Essen war es heute nichts. Als er sich erhob, begegnete er dem Blick der Mutter; sie sah ihn so recht sorgenvoll an.

„Bist du krank?“ fragte sie; es klang ungewohnt weich.

Er verneinte.

„Es ist doch so!“ sagte sie und trat auf ihn zu. „Dein Husten wird immer schlimmer, er läßt dich jetzt auch nicht mehr schlafen . . .“

„O doch, Mutter . . . Warum glaubst du? . . .“

„Weil du immer Licht brennst — gestern — heute —“

Er fühlte sich erröten.

„Ja . . . aber es hat nichts zu sagen.“ Er griff nach der Mütze. „Du kannst wirklich ruhig sein, Mutter!“

Sie faßte ihn scharf ins Auge.

„Du fühlst keine Schmerzen?“ fragte sie. „Spuckst kein Blut?“

„Nein!“ beteuerte er.

„Sonst müßte man den Doktor fragen“, fuhr sie fort. „Mit solchen Sachen darf man in deinen Jahren nicht spaßen! . . . Aber wenn dir wirklich nichts Ernstliches fehlt, so hat es vielleicht auch sein Gutes, daß du gerade jetzt ein bißchen hustest und blässer aussiehst . . .“

„Warum?“ fragte er erstaunt.

„Weil ja —“ begann sie lebhaft, stockte dann aber. „Wir sprechen später einmal darüber! Geh jetzt, der Meister wartet!“

„Was mag das sein?“ dachte Sender erstaunt, aber um ernstlich darüber nachzusinnen, fühlte er sich zu müde, nur mit Aufgebot aller Kraft konnte er die Werkstätte erreichen und sank da matt auf seinen Schemel. Und mit der Arbeit ging's heute noch schlechter als sonst.

Jossele Alpenroth tat, als ob er es nicht bemerkte; aber Sender selbst fühlte, daß es so nicht gehe. Er mußte die Nächte nicht bloß zum Lesen und Schreiben, sondern auch zum Schlafen benutzen.

Das tat er denn auch, aber es fiel ihm schwer. Nicht etwa, als ob das Buch, das er nun zunächst durchnahm, gar so fesselnd gewesen wäre. Aus Gehorsam und in der abergläubischen Furcht, dadurch vom rechten Wege abzukommen, ließ er alles andere unberührt liegen und widmete sich der „Deutschen Sprachlehre“. So oft er heimkam und die Bücherlade aufschloß, seufzte er tief auf. Da lag die „Weltgeschichte“, das „Lesebuch“, vor allem aber der Schlüssel zu seinem Paradies — der „Katechismus der Schauspielkunst“, der sogar mit Bildern geschmückt war, die lachende, weinende, zornige und furchtsame Gesichter, sowie „Spieler“ und „Spielerinnen“ in den verschiedensten Haltungen und Kostümen darstellten — und er mußte lernen, was ein „Hauptwort“ sei, und dann wie viele „Zeiten“ es im Deutschen gebe! Es war hart, und nachdem er so stundenlang konjugiert: „Ich liebe — ich liebte — ich habe geliebt —“ hätte ihm das Wachen eigentlich schwerer fallen sollen als das Schlafen. Dennoch kämpfte er allnächtlich den gleichen Strauß mit sich selbst: „Nur noch ein halb Stündele, das schadet nicht“, und dann: „Noch zehn Minuten; das halt' ich leicht aus“ — bis er sein Lager aufsuchte. Denn je rascher er mit dem langweiligen Buche fertig war, desto eher winkten ihm die Freuden des Lesebuchs und endlich auch die Wonnen des „Katechismus“.

Er war in jenen Tagen wohl einer der glücklichsten Menschen in Barnow. Denn er war ja auf dem Weg zu seinem Ziel und felsenfest war seine Zuversicht, es zu erreichen! Nur das ewige Verhehlen gegen seine Mutter war zuweilen peinlich; er trug nun den Schlüssel zu seiner Kammer immer bei sich, obwohl Frau Rosel sie ohnehin nie betrat, und verhängte des Abends das Fenster, daß kein Lichtstrahl hinausdringen konnte. Aber er *mußte* sie ja hintergehen, und wenn ihr auch die Verwirklichung seiner Pläne gewiß zunächst nur Schmerz brachte, wie reichlich wollte er ihr einst, wenn er ein großer „Spieler“ geworden, vergelten, was sie um ihn gelitten! Sie verdiente es ehrlich, so tief er sie gekränkt, nun wurde sie aus Besorgnis um seine Gesundheit von Tag zu Tag freundlicher gegen ihn. Die Wandlung mehrte das Glücksgefühl, das ihn in diesen Zeiten überkommen, fast hätte er den lästigen Husten gesegnet, der dies herbeigeführt.

Aber seltsam! — als sollte nun alles verschwinden, was ihm unangenehm gewesen, so wurde nun auch, je weiter der März vorschritt, je milder die Lüfte wehten, sein Meister gegen ihn immer freundlicher. Er lachte ihn ordentlich an, wenn er morgens den Laden betrat, und als Sender einmal beim Zusammensetzen eines Uhrwerks gedankenvoll deklinierte „Das Rädchen, des Rädchens, dem Rädchen, das Rädchen“ und dabei mit der Kneifzange die Feder sprengte, war der Meister nur einen Augenblick ungehalten, dann sagte er freundlich: „Mach' dir nichts daraus, ich leg's zum übrigen!“

Sender blickte ihn verblüfft an, aber der kleine Mann ärgerte sich wirklich nicht, lachte sogar über das ganze Gesicht. Hatte er endlich die Geduld verloren und wollte den ungeschickten Lehrling fortschicken? Das sah Jossele Alpenroth nicht ähnlich; er war nur eben so ein Uhrmacher, aber ein ehrlicher Mann. Hatte er Böses vor, so schnitt er keine freundliche Miene.

„Mir kann's recht sein“, dachte Sender vergnügt. „Ich tu's gewiß nicht absichtlich, aber ich fürcht', die Freud' mach' ich ihm noch oft!“

Er wäre minder ruhig gewesen, wenn er den Grund dieser rätselhaften Fröhlichkeit gekannt hätte. Es war derselbe, der seine Mutter mit so zärtlichem Bangen erfüllte. Über Sender zog sich, ohne daß er es ahnte, ein Gewitter zusammen. Gegen Ende April fand, wie alljährlich die Rekrutierung in Barnow statt und Sender, der im vorigen Mai sein zwanzigstes Jahr vollendet, hatte sich zu stellen.

Das wußte er nicht, konnte er nicht wissen. Er gehörte ja — glaubte er — zu jenen wenigen Glücklichen, die gesetzlich vom Militärdienst befreit waren; er war der einzige Sohn einer Witwe. Allerdings genügte dies allein nach dem Gesetze nicht, der Sohn mußte der Ernährer der Mutter sein, und Frau Rosel ernährte ja ihn. Aber damit nahm man es in Barnow nicht so genau; für eine solche Bescheinigung sorgte schon Luiser Wonnenblum, der Schreiber der jüdischen Gemeinde, und man brauchte ihm nicht einmal gute Worte dafür zu geben, nur Geld, viel oder wenig, je nach dem Vermögen der Mutter. Frau Rosel, die arm war, kam vielleicht mit einer Taxe von zwanzig Gulden davon, was für sie freilich ein großer, aber nicht unerschwinglicher Betrag war. So hatte sie es Sender stets gesagt, so oft die Rede darauf gekommen, und hinzugefügt: „Gott hat ein Einsehen gehabt! *Die* Sorg' wenigstens hab' ich mit dir nicht — es wär' sonst auch wirklich zu viel!“

Es war keine Lüge, keine Heuchelei, wenn sie so sprach, sie glaubte es selbst so. Nur weil sie eine vorsorgliche Frau war, die alles gern rechtzeitig ordnete, war sie schon mehrere Monate vor der Rekrutierung, im Januar, nach dem Gemeindehause von Barnow gegangen und hatte Luiser Wonnenblum ihr Anliegen vorgetragen.

Aber da harrte ihrer eine bittere Enttäuschung. Der kleine, höckerige, pockennarbige Mann blinzelte sie aus seinen schlauen Augen halb mitleidig, halb spöttisch an. „Liebe Frau Rosel,“ sagte er überlegen. „Das geht ja nicht, Sender ist ja nicht Euer Sohn!“

„Was?!“ schrie sie auf, faßte sich aber sofort wieder. „Da irrt Ihr Euch,“ sagte sie ruhig. „Mein Sender ist nicht unter meinem Herzen gelegen, aber von seiner Geburt bis heut' bin ich seine *Mutter* gewesen. Und auch mit dem Rabbi und den Ältesten hab' ich's ausgemacht, daß er mein Kind ist, an dem sonst niemand ein Recht hat, und sie alle haben mir zugeschworen, er soll nie erfahren, daß er des Schnorrers Sohn ist . . . Also —“

Luiser hatte ihr ungeduldig zugehört.

„Also ist er doch nicht für den Kaiser Euer leiblicher Sohn!“ fiel er ihr ins Wort, „und was kümmert den Kaiser, was Ihr mit dem Rabbi geredet habt?! . . . Hier steht“ — er schlug die Matrikel auf — „ich werd's Euch vorlesen, Frau Rosel — „Sender Glatteis, Sohn des verstorbenen Talmudisten und Bettelmannes Mendel Glatteis aus Kowno und seiner gleich nach der Geburt des Knaben abgeschiedenen Ehefrau Miriam, unbekannten Geburtsnamens“ — und das allein gilt!“

Noch immer blieb Frau Rosel gelassen.

„So schreibt hinzu“, sagte sie, „daß ich, die Witwe Rosel

Kurländer, diesen Sender schon vor zwanzig Jahren an Kindesstatt angenommen habe!“

„Wie kann ich das? Es wär' ja eine Lüge!“

„Eine Lüge?“ schrie sie empört auf. „Meine Opfer, meine Tränen, meine schlaflosen Nächte eine Lüge?!“

„Für den Kaiser!“ erwiderte er.

„Den Kaiser?“ ... Er soll alle Barnower fragen, ob es nicht wahr ist! ... Und er ist ja auch ein Mensch und hat ein Herz ...“

Luiser Wonnenblum lächelte. „Ihr redet, wie Ihr's versteht! Ich sage: „der Kaiser“, denn wenn ich sagen würde: „das Gesetz“, so würdet Ihr mich ja noch weniger verstehen. Nämlich des Kaisers Wille ist aufgeschrieben, und darnach richtet man sich, und davon gibt es keine Ausnahme. Sagt selbst: hat der Kaiser die Zeit, alle Barnower auszufragen und dann zu entscheiden, ob er der Rosel im Mauthaus den Gefallen tun will?! ... Nach dem Gesetz ist Sender nicht Euer Sohn! Und Ihr könnt ihn auch nicht nachträglich an Kindesstatt annehmen. Adoptieren, heißt das — versteht Ihr? — adoptieren —“

„Meinetwegen! Aber warum nicht?!“

„Weil Ihr keine Witwe seid!“

Frau Rosel legte die Hand an die Stirne. „Seid Ihr verrückt oder ich? Keine Witwe?“

„Seid Ihr von Froim, dem Schreiber geschieden? Nein! Ist er tot?! Ihr wißt es nicht! Folglich seid Ihr keine Witwe; sondern eine Frau, der der Mann durchgegangen ist. Da müßtet Ihr also zuerst eine Klage gegen Froim einreichen, weil er Euch böswillig verlassen hat. Und da man ihn nicht finden könnt', müßt' man die Klage öffentlich ausschreiben und sagen: Meldest du dich ein Jahr nicht, so bist du tot! Und dann wäret Ihr erst eine Witwe und könntet adoptieren. Aber das dauert mindestens zwei Jahre, und inzwischen kann Euer Sender schon Korporal sein ...“

Frau Rosel richtete sich auf. „Das ist ja alles Unsinn,“ sagte sie. „Auf welchem Friedhof Froim liegt, weiß ich nicht — Gott geb' ihm die ewige Ruh! J e t z t soll i ch ihn klagen, weil i ch ihn vor zweiundzwanzig Jahren weggejagt hab'?! ... Reden wir deutsch, Reb Luiser! Was verlangt Ihr?!“

Luiser Wonnenblum erhob die Augen zum Himmel, als wollte er ihn zum Zeugen machen, welchen Unverstand ein Mann wie er über sich ergehen lassen müsse.

„Aber, Frau Rosel!“ sagte er vorwurfsvoll und trat auf sie zu. „Hätt' ich's denn dann nicht gleich gesagt?! Verdien' denn ich nicht gern? Aber da kann ich nichts tun, und wenn Ihr mir tausend Gulden gebt ... Wahrhaftig — aber — um Gotteswillen!“ unterbrach er sich erschreckt.

Frau Rosel wankte, sie war einer Ohnmacht nahe. Hastig ließ er sie auf einen Stuhl gleiten.

„So beruhigt Euch doch,“ fuhr er fort. „Es ist ja keine Schlechtigkeit von mir! Wenn Ihr mir vor zwanzig Jahren gesagt hättet: „Ich will nicht, daß dies Kind ein Sellner (korrumpiert aus „Söldner“, Soldat) wird — schreibt es als Mädele ein“ — ich hätt's um hundert Gulden getan. Oder: „Schreibt ihn gar nicht ein,“ hätt' nicht viel mehr gekostet ... Aber jetzt ... jetzt könnt' ich ihn höchstens sterben lassen ...“

„Sterben?!“

„Ja — freilich müßt' er dazu nach Tluste gehen, der hiesige Doktor macht solche Sachen nicht. Dort wird ihm ein Totenschein ausgestellt ... erschreckt nicht, solche Leut' leben am längsten. Freilich muß er dann für einige Jahre nach Rußland gehen oder nach Rumänien, bis er unter anderem Namen zurückkommt ... Das ist das Sicherste, das einzig Sichere, aber es kostet fünfhundert Gulden!“

„So viel hab' ich nicht!“ murmelte sie mit bleichen Lippen. „Wißt Ihr keinen anderen Weg?!“

Luiser Wonnenblum zuckte die Achseln. Er kannte deren genug, aber keinen, wo er auch etwas verdienen konnte. Weil aber die Frau so gebrochen war, so meinte er: „Ich kenn' keinen ... Ein ehrlicher Mann hat mit solchen Sachen nicht gern zu tun ... Aber — fragt doch andere!“

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Du sollst nicht gleich dein Haupt voll Trauer neigen,
Wenn deinem Spiele eine Saite sprang:
Ein ganzer Himmel hängt noch voller Geigen
Mit wohlgestimmtem Klang.

Advent.

Von Werner Freytag.

Advent! Es gab einst eine Zeit, da die Erde noch nicht widerhallte von tausendfältigen Geräuschen hastig-rücksichtsloser Massen- und Maschinenarbeit, da Menschenwerk bedächtig wuchs, weil Zeit nicht Geld bedeutete. Und es gab Menschen — es waren unsere Vorfahren — die, erdverwachsen wie sie lebten, noch um die köstliche Süße alles Reifens wußten, Menschen, deren schlichte Gläubigkeit von selbst Adventszeit heischte, um vorfreuend sich zu rüsten, das unfaßbare Wunder der Christnacht festlich zu begehen. Adventszeit ward ihnen so zu einzigartiger Festbereitschaft, die im Laufe von Jahrhunderten ein ganz bestimmtes Antlitz von Sitten und Gebräuchen bekam.

Wie bitter wenig ist von alledem der Gegenwart erhalten geblieben! Was kennen wir vom geheimnisvollen Segen uralter Adventsgepflogenheiten mehr als ihre Namen und Beschreibung? Verständnislos belächeln heute Tausende die Einfalt dieser Bräuche, nicht spürend, daß der Weg zu dem Begreifen solchen Tuns schon längst verschüttet wurde. Immer lauter werden jetzt die Klagen, daß wir Gegenwartsmenschen nicht mehr imstande sind, Feste zu feiern wie die vergangenen Geschlechter, will sagen so unbedingt, so gläubig, so fröhlich-selig aus dem Innersten heraus. Warum nicht? Weil wir „die Feste feiern, wie sie fallen“. Die Fron des Alltags mit seiner Hast und Spannung läßt Ungezählte nicht zur Ruhe, geschweige denn zur Einkehr und seelischen Sammlung gelangen, treibt sie von Arbeit zum Vergnügen, das meist Zerstreuung ist und selten Fest.

Doch dies ist unsere Zuversicht: Noch wispern Kinderstimmen zur Adventszeit um Erfüllung kleiner Wünsche, wartet hier und da ein Schuh hinter Tür und Fenster, vom Vorschuß künftiger Seligkeit ein wenig zu empfangen.

Noch leben Menschen inmitten Tageslärm und Unrast, denen der Advent die Quellen weihnachtlicher Vorfreuden voll erschließt. Die still und gütig zu leuchten beginnen von innen heraus und Geben seliger finden denn Nehmen. Sie tragen jeder als Gewißheit den Advent des Weihnachtszaubers in sich wie einen Zipfel reinen blauen Himmels, der immer da ist, wenngleich nicht immer sichtbar.

Im trübsten Mond des Jahres, der kahl und melancholisch über Gräber streicht, grünt so ein Hoffnungsreis, die allumspannende Menschenliebe, erneut in der Adventszeit auf. Wenn dieser junge Trieb ein Baum geworden, behängen ihn die Weihnachtsgläubigen der ganzen Welt mit Lichterschmuck und feiern Christfest, das gnadenbringende auf Erden.

Dann ist der Heroldsruf des Advents nicht ungehört verklungen, sondern hat Menschenherzen erweckt, geläutert und zu wahrer Festlichkeit bereit gemacht. Diese Bereitschaft tut uns allen not, um unsere eigene Erlebniskraft der weihnachtlichen Botschaft so zu stärken, damit sie feste Wurzeln in uns schlägt.

Die Rettung der Alhambra.

Skizze aus dem Jahre 1812
von Ilse Charlotte Noack.

Bläuliche Abendschatten umschlichen die Häuser Granadas, tasteten an den Berghängen des Darro empor und griffen zögernd nach den noch im Purpur der sinkenden Sonne glühenden Zinnen und Türmen der Alhambra. Verstohlen folgte ein junger Mann, in unauffälliger Kleidung, den großkrempigen Hut tiefer als gewöhnlich ins Gesicht gedrückt, dem talfüllenden Dunkel. Da, wo die Häuser begannen, sich enger aneinanderzureihen, stieg er zum Darro hinunter und setzte sich am Rande des Flußbettes auf einen Steinblock, den wilde Rosenbüsche fast verbargen. Erst als das lärmende Leben der Straße unter den Schleiern der sternfunkelnden Nacht in Stille erstarb, schlich er aus seinem Versteck und fand sicheren Fußes den Pfad zu einem weißgetünchten Hause, dessen hintere Wand aus dem Gestein des Alhambrahügels gewachsen schien. Ohne Mühe gelangte der Mann auf das flache Dach und mit Hilfe eines Strickes vor ein in den Hof schauendes, vergittertes Fensterchen.

Klopf, klopf, klopf! — Schläft sie so fest? Oder ist sie nicht daheim? — Noch einmal: Klopf, klopf, klopf! — Ein leises Rascheln. Stille voll Horchen und Warten. Dann öffnete sich lautlos das schmale Fenster.

„Mariano?“ —

„Ja, ich Rosita! Die Sehnsucht trieb mich. Drei Tage gab mir mein Kapitän frei. Trotz der feindlichen Besatzung kam ich!“

„O wärest du ein, zwei Tage später gekommen! Morgen, Liebster, ziehen die Franzosen ab. Der Adjutant des Obristen hat es mir selbst gesagt.“

„Ein französischer Offizier? Dir gesagt?“

„Er wohnt bei uns im Hause."

„Hm! Warum hat er es nicht deiner Mutter gesagt?"

„Er war stets so roh gegen sie, daß ich ihn bedienen mußte."

„Hm! Und gegen dich war er höflich? Vielleicht sogar liebenswürdig! Und du ihm gegenüber auch?"

„Ich mußte ja, damit uns die Feinde nicht das Haus in Brand steckten! Er hat mir auch einen großen Dienst erwiesen. Die Franzosen wollten nämlich die rote Burg in die Luft sprengen, und unser Haus bleibt verschont."

„Wie? Was sagst du? Die Alhambra, das Wahrzeichen unserer Heimat? Sag' nein, Rosita!"

„Doch, doch, Mariano! Sie sagen, die Burg sei eine Festung oder könne als solche dienen. O sie haben soviel zerstört! Morgen nacht, nach ihrem Abzuge — —"

„Und du tatest nichts, um dieser sinnlosen Zerstörung...?"

„Wie konnte ich? Dank allen Heiligen, daß der Mutter und mir nichts geschieht. Es war nicht leicht —!"

„Hm! Nicht leicht! Die Heimat galt dir nichts, aber für dein Leben bezahltest du jeden Preis!" Aus dem erregten Flüstern wurde ein verhaltener Schrei, den Schmerz und Enttäuschung durchzitterten. „Rosita! Du! Du!"

„Nein, Liebster, nicht das! Ich vergaß dich nicht!"

„Aber verrietst mich, Treulose! Vergaßest die Heimat. Ich kämpfe Tag und Nacht in Schluchten und Felshöhlen gegen den raubgierigen Franzosen und du — genug! Lebewohl!"

Marianos Füße verließen die Brüstung, ungestüm zogen seine Hände am Stricke. Zwei zitternde Mädchenarme griffen durch das Fenstergitter. „Um aller Heiligen willen! Was willst du tun?"

„Den Feind vernichten, die Heimat retten! Dich jedenfalls vergessen!"

„Sie werden dich fassen!"

Ein leises Hohnlachen. „Vielleicht wird die Zündschnur angesteckt, ehe die Franzosen — —!"

„Mariano!" Laut gellte der Schrei. Die zitternde Angst um das Leben des Geliebten bannte jede Vorsicht.

Doch schon stand Mariano auf dem Dache. Kein Flehen, kein Liebeswort bewegte ihn zur Umkehr. Im unteren Stockwerk klapperte eine Tür. Rauh klang eine Männerstimme herauf. Zaghaft schloß Rosita das Fenster und schlüpfte unter ihre Bettdecke. Mit brennenden Augen und angstvoll schlagendem Herzen horchte sie auf jedes Geräusch.

Wurde der Geliebte entdeckt? Zwar war Mariano einer der Verwegensten und Geschicktesten, die den Franzosen im Kleinkriege zu schaffen machten. Aber der Feinde waren zu viel.

„Mariano! Mariano!" Die wollene Bettdecke erstickte das Wimmern und trank die Tränen der Verzweifelten. —

Als des Morgens Lichtfülle durch das Fensterchen lugte, schaute ihr ein gramumflortes Augenpaar entgegen, und alle Sonnenstrahlen, die im Laufe des Tages ihr Gold in das Dunkel des Hauses warfen, sahen ein zitterndes Mädchen immer wieder mit gerungenen Händen vor das Muttergottesbild treten.

Als der französische Offizier sich vor dem Abmarsche suchend nach der Tochter seiner Wirtin umsah, war Rosita aus dem Hause entwichen. Die atemraubende Angst peitschte sie den Berghang hinauf, unbekümmert ob die wildwuchernden Feigendisteln haltgebietend an ihrem leichten Kleide zerrten. Sie dachte nur eins: Mariano zurückzuhalten vom Tode, den er sich und den Franzosen zugedacht hatte.

Wo aber sollte sie den Geliebten finden? Wo ihn suchen, ohne von den rohen Feinden entdeckt zu werden? — Vorsichtig vermied sie jeden begangenen Weg und erreichte ungesehen das zerfallene Gemäuer, das die beiden äußersten Türme verband. Erschöpft kauerte sie nieder, immer wieder den Himmel um Hilfe flehend, an der eigenen Kraft verzagend.

Wie unheimlich die Stille war!

Heiß und flimmernd lastete die Sonne auf den gelbroten Steinen. Kein Vogellaut. Nicht einmal ein Ulmenblatt bewegte sich. Konnte auch der helle Mittag kalte Schauer durch die Adern rinnen lassen? . . . Kein Ton durchzitterte die Einsamkeit. Waren die Franzosen schon abgezogen? Ganz heimlich durch das Geniltal? Ehe Mariano seinen Plan ausführen konnte?

Da — plötzlich! „Schmerzensreiche Mutter Jesu!" Rosita preßte die fiebernden Hände entsetzt an die zuckenden Schläfen. Die Erde bebte. Dröhnen und Krachen zerriß die Stille. Berstendes Gestein polterte in die tiefe Schlucht.

Rosita hob nicht mehr den irren Blick. Hilflos in sich zusammengesunken, erwartete sie den Tod, der sie mit Mariano wieder vereinte.

Vergeblich! Stille herrschte wiederum. Verstört fuhr Rosita empor. Verschmähte der Tod sie auch? Und Mariano lag unter den Trümmern der roten Burg begraben! Zu ihm!

Ohne um sich zu blicken schleppte sie sich an dem zerfallenen Gemäuer entlang. War nicht alles gesprengt? Noch standen die zinnengekrönten Türme des Königspalastes unversehrt da. Aber was galt ihr das Wahrzeichen der Heimat ohne Mariano . . . Nun stand sie an dem alten Damasturme. Dort auf der offenen Galerie winkte das Wiedersehen mit dem Geliebten. Ein Sprung durch den säulengetragenen Erkerbogen endete alle Not.

Steinbesät und grünbewuchert gähnte die Tiefe. Ein Schwindel erfaßte Rosita, als sie sich hinausbeugte, und des Lebens starker Trieb zog die Todsuchende zurück.

„Rosita!"

Wild sah sie um sich. Da — der vom unversehrten Primadorturme herabkam — — war Mariano.

„Zurück, Rosita! Ich weiß nicht, ob auch hier Zündschnüre liegen. Die im Löwenhofe habe ich zerschnitten. Aber hier — jeden Augenblick kann der Tod — —"

Fest schlangen sich des Mannes Arme um das zitternde Mädchen und zogen es in das schützende Dunkel des dichten Ulmenwaldes. Sehnen und Bangen lösten sich in befreiende Tränen. Demut bezwang den Zorn, und vor der Liebe beugte sich der Mannesstolz. —

Noch ehe die Bewohner Granadas, neugierig und zaghaft, truppweise auf den Alhambrahügel stiegen, um die Sprengungsschäden zu sehen, gingen zwei Glückliche Hand in Hand zu den duftenden Jasminbüschen des Darrotales hinab. Nur einmal, vor der letzten Wegbiegung, hoben sie den Blick zu der stolzen Burg und grüßten in ihr die Freiheit der Heimat.



Bunte Chronik



*** Die glücklichsten Ehejahre.** „Sie sind nun 10 Jahre verheiratet und haben die glücklichste Zeit der Ehe erreicht. Nie waren sie so froh und zufrieden miteinander wie jetzt." Mit dieser Bemerkung leitete vor nicht allzu langer Zeit eine englische Psychologin eine Plauderei über die glücklichsten Ehejahre ein und vertrat dabei die Anschauung, daß erst nach 10 Jahren die Ehe wirklich glücklich würde. „Viele Eheleute", so schreibt sie, „finden, daß die Freuden, die sie in den ersten Jahren der Ehe genossen, nichts sind im Vergleich zu dem glücklichen Behagen, das sie in den mittleren und späteren Jahren ihrer Ehe ergreift. Vielfach ist es geradezu ein „neuer Ehefrühling", der nach 10 Jahren erblüht. Es ist nicht mehr die Leidenschaft mit all ihrem Sturm, Mißverständnissen und Unruhen, die in der ersten Zeit bei ihnen herrschten. Die Gefühle sind nun beruhigt und geklärt, aber sie sind sicher geworden und haben sich reich entfaltet. Die ersten Ehejahre haben immer die Stimmung eines Abenteuers, einer gewissen Aufregung, eines Gefühls der Unsicherheit und Enttäuschung. Erst wenn die beiden Gatten durch die Untiefen und Gefahren der Ehe miteinander gesegelt sind, dann beginnt das wahre, echte Glück. — Ob's immer zutrifft?

*

*** „Die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn . . ."** Vor einigen Tagen wurde in Wien ein junges Mädchen zu Grabe getragen, der ein unübersehbares Gefolge Leidtragender die letzte Ehre erwies. Sie war im wahren Sinne des Wortes eine Heldin, im Leben ein schlichtes Kindermädchen, im Tode hochgeehrt. Die Stadt Wien hat, wie die „Neue Freie Presse" berichtet, ihr ein Ehrengrab gewährt, wie sie es nur ihren verdientesten Söhnen gibt; ihren Sarg hätte die Rettungsmedaille zieren sollen. Denn Margarete Meinhart hat zwei Kindern das Leben mit Aufopferung ihres eigenen gerettet; unter die Räder gekommen, im Augenblick der höchsten Gefahr, stieß sie den Kinderwagen und das neben ihr gehende Kind weit fort, sich selbst konnte sie nicht mehr in Sicherheit bringen. Woher kam diesem jungen Geschöpf die Geistesgegenwart zur rettenden Tat, der Heldenmut, der sie an sich vergessen ließ? Wie viele andere hätten davonzulaufen versucht und die Kinder im Stiche gelassen, wie viele Mütter in der eminenten Gefahr die Besinnung verloren! Der Selbsterhaltungstrieb ist mächtig im Menschen, bei der Heimgegangenen war das Pflichtgefühl, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit stärker. Oder hat sie rein instinktiv gehandelt und mit dem Kinderwagen das Hindernis aus dem Wege geschnellt, um selbst freie Bahn zu bekommen? Aber sie hat auch das andere Kind fortgestoßen, sie war nur darauf bedacht, die Kleinen dem Verderben zu entreißen, dem sie selbst nicht entrinnen konnte. Ehre dem stillen Heldentum im Alltag!

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Heyke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.